



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 9.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Traumjörg im Zauberberg.

Märchen von Johanna Weiskirch.

Tief, tief in einem dunklen Wald lag vor alten Zeiten ein Berg, den die Leute meilenweit im Umkreis den Zauberberg nannten. Einer erzählte es dem anderen, daß er von einem großen Zauberer bewohnt würde, der alle tausend Jahre einmal seine unterirdischen märchenhaften Schätze verliesse, um zur Zeit der Sommwendfeier durch den Wald zu wandeln. Wer dann das Glück habe, ihm zu begegnen, den nehme er mit sich und mache ihn unmenschlich reich.

So hatte der Schweinehüter auch einmal dem Traumjörg erzählt, der seitdem noch verträumter als früher in die Welt sah. Der Traumjörg war ein Findelkind, das der Nachtwächter vor Jahren in einer herrlichen Sommwendnacht auf der Schwelle des Gemeindehauses entdeckt hatte. Seitdem war er Gemeinde-Ziehkind, das nirgends eine feste Unterkunftstätte hatte. Die Ortseinswohner nahmen den Jörg der Reihe nach zu sich, und so hatte er es bald besser, bald schlechter. Aber niemals wurde dem vater- und mutterlosen Jungen Liebe und Fürsorge zuteil, und so kam es, daß seine großen blauen Augen immer mit dem Ausdruck großer Sehnsucht in die Welt sahen. Darum hatte man ihm auch den Namen „Traumjörg“ gegeben. Nach der Erzählung des Schweinehüters konnte Traumjörg gar keine Ruhe mehr finden, weder bei Tag noch bei Nacht. Immer mußte er an den Zauberer und seine märchenhaften Schätze denken. Dabei vergaß er häufig, seine Pflichten zu erfüllen und hatte dafür von seinen Brotgebern manche Strafe zu erleiden.

Eines Tages schickte ihn der Bauer, bei dem er gerade das Essen bekam, in die nächste Stadt, um gegen Butter und Eier Waren einzutauschen. Da Markttag war und es sehr viel Schönes zu sehen gab, hatte sich Traumjörg verspätet, so daß es schon dunkelte, als er sich auf den Heimweg machte. Der Kopf war ihm so voll von allem Geschauten, daß er garnicht merkte, wie er mehr und mehr vom rechten Weg abkam. Erst als er müder und müder wurde und immer noch nicht am Ziel war, schaute er sich um und merkte zu seinem großen Schrecken, daß er sich mitten in einem großen Wald befand. Das Mondlicht beschien den Pfad, auf dem er ging, taghell, und er sah aus, als ob er mit eitel Silber bestreut wäre. Traumjörg sah mit erstaunten Augen umher. Wo mochte er nur sein? Wie würde der Bauer schelten, daß er so lange ausblieb! Wenn nur der Wald ein Ende nehmen wollte, damit er sehen konnte, wo er sich eigentlich befand! Traumjörg schritt noch eine Weile weiter, aber dann befiel ihn eine solche Müdigkeit, daß er sich nieder setzte und den Kopf auf den Korb legte. Er hatte auf einmal gar keine Angst mehr in dem weiten stillen Wald und dachte, daß es so in dem Walde aussehen müßte, in dem der Zauberberg lag. Als Traumjörg das

gedacht hatte, schlief er ein. Auf einmal wurde er von einem Gesang, der näher und näher kam, geweckt. Eine wunderbare glockenreine Stimme sang:

„Ich heiße Olaf und bin ein Zwerg,
Ich wohne im gold'nen Zauberberg;
Wer mir heut begegnet im Forst und Tann,
Den mache ich zum glücklichen Mann.“

Traumjörg rieb sich die Augen und meinte, geträumt zu haben. Aber es war Wirklichkeit. Von der mond hellen Waldschneise her kam der Gesang, und da sah er auch schon langsamen Schrittes eine sonderbare Gestalt auf sich zuschreiten. Es war ein kleines verhugeltes Männchen mit einem großen Höcker und einem bis auf die Erde reichenden eisgrauen Barte, das da singend näher kam und vor Traumjörg stehen blieb. Der rührte und bewegte sich nicht, sondern sah in atemloser Erwartung dem Männchen in das fluge freundliche Gesicht. Alles, was er vom Zauberberg gehört hatte, fiel ihm mit einemmal wieder ein. Sollte er am Ende in den Bereich des Zauberers gelangt sein?

„Guten Abend, mein lieber Freund, bist du endlich gekommen? Ich habe tausend Jahre auf dich gewartet“, sagte das Männchen zu Traumjörg und fügte hinzu: „Nun laß uns gleich gehen, denn das Warten ist mir lang genug geworden. Tausend Jahre sind einer sehr lange Zeit.“

Traumjörg erhob sich langsam, rieb sich noch einmal die Augen und fragte: „Ja, wohin sollen wir denn gehen? Ich muß ins Dorf und dem Bauern die Sachen im Korb bringen, sonst geht es mir schlecht.“

„Ach was, laß den Korb nur stehen, wo er steht, und folge mir“, sagte das Männchen und sah Traumjörg mit freundlichen Blicken an.

Dem armen Jungen wurde auf einmal seltsam zu Mute. „Sag einmal, du liebes Männchen, bist du am Ende der große Zauberer aus dem Zauberberg, von dem sich die Leute so wunderbare Dinge erzählen?“ fragte er.

„Du hast ganz recht geraten, mein Junge, der bin ich, aber nun sage mir auch, wer du bist“, antwortete das Männchen.

„Ich heiße Jörg und bin nur ein armes Findelkind, das weder Vater noch Mutter hat. Weil ich so gerne träume, nennen die Leute mich Traumjörg. Mich hat kein Mensch auf Erden lieb“, sagte Jörg traurig.

„Was träumst du denn immer Schönes“, fragte das Männchen.

„Ach, ich träume immer von meinen Eltern, die ich gar nicht kenne und von herrlichen Schätzen, die ich nie haben werde.“

„Was nicht ist, kann noch werden“, sagte das Männchen. „Komm nur mit mir. So schön, wie es nun in der Wirklich-

keit für dich wird, hast du es sicherlich noch nicht geträumt. Komm nur mit."

Da stellte Jörg den Korb nieder und folgte mit einem wunderbar seltsamen Gefühl im Herzen dem Zwerg. Immer strahlender beschien der Mond den Pfad. Jeder Zweig im Walde, jedes Blatt und jeder Halm schien aus gesponnenem Gold oder Silber zu sein. Traumjörg wurde es immer traumhafter zu Mute, so daß er, als der Zwerg vor einem hohen Berge still stand und auf ihn deutend, sagte: „Wir sind angekommen“, zusammenfuhr. Als hätte ihn jemand aus dem tiefsten Traum geweckt, sah er auf und gewahrte eine leuchtende Helle um sich. Der Berg schien aus lauter Silber zu sein, und das Tor, das der Zwerg öffnete, schimmerte wie purpurnes Gold. Und dahinter glänzte und funkelte eine Pracht und Herrlichkeit, wie sie Traumjörg in seinen schönsten Träumen nicht geahnt hatte. Er wagte kaum, einzutreten.

Der Zauberer mußte ein sehr mächtiger Mann sein, denn auf einen leisen Wink seiner Hand entzündeten sich Tausende von Lichtern in den wundervollsten Kristallgefäßen. Alle Wände waren mit Gold und Edelsteinen eingelegt und Tische und Stühle aus purem Gold und Silber gefertigt. Die Decke funkelte von Edelsteinen und sah aus wie der gestirnte Himmel. Es war mit einem Wort märchenhaft schön.

Der Zwerg forderte Traumjörg zum Sitzen auf und ließ sich dann auf einem sonderbar geformten dreibeinigen Schemel nieder. Dann sagte er: „Mir ist heute nacht die Gabe verliehen, in die Vergangenheit und die Zukunft schauen zu können. Also offenbare mir einmal gründlich alle deine Wünsche und Träume und verschweige mir nichts.“

Da erzählte Traumjörg dem Zauberer gehorsam seine Träume, die er bei Tag und in der Nacht hatte, in denen ihm seine Mutter bald als ein armes Bettlerweib, bald als reiche, vornehme Fürstin und Gattin eines stolzen Fürsten erscheine.

Da nahm der Zauberer einen Spiegel zur Hand, sprach einige seltsam klingende Worte und sah lange aufmerksam und still hinein. Dann rief er Traumjörg an seine Seite und ihn in den Spiegel schauen lassend, fragte er: „Nun sage mir einmal, was du darin siehst?“

Traumjörgs Augen wurden immer größer und glänzender, je länger er in den Spiegel sah, und auf einmal rief er: „Das ist ja meine Mutter, so wie sie mir oft im Traum erschienen ist. O sage mir, wo ist sie?“

„Deine Mutter ist tot, mein armer Junge, sie ruht schon lange im Grab.“

Da fing Traumjörg bitterlich zu weinen an, aber der Zwerg tröstete ihn mit freundlichen Worten und sagte: „Nun schau noch einmal in den Spiegel und sage mir, ob du den Mann auch kennst, den er dir zeigt.“

Da trocknete Jörg seine Augen und sah in das Glas. Gleich darauf stieß er einen lauten Freudenschrei aus und sagte: „Das ist ja mein Vater!“ O sage mir nicht, daß auch er schon gestorben ist!“

Da sah der Zwerg abermals lange in den Spiegel, ehe er sagte: „Nein, mein Junge, er lebt und ist der Fürst eines großen reichen Landes nicht weit von hier, aber er ist nicht glücklich. Da er keinen Sohn und Erben seines Thrones besitzt, grämt er sich sehr. Wie wäre es, wenn du ihn suchtest und dich als seinen Sohn zu erkennen gäbest?“

Da meinte Traumjörg traurig: „Er wird mich nicht anerkennen, da er meine Mutter verstoßen hatte.“

Wieder sah der Zauberer in den Spiegel und sagte dann: „Nein, er sehnt sich nach dir und möchte das Unrecht, das er an seiner schuldlosen Mutter beging, wieder gut machen. Ich will dir sein Land nennen und dir den Weg dorthin zeigen, damit du zu ihm gehst.“

„Ach, wie gerne möchte ich das“, sagte Traumjörg, „wird mich mein Vater aber wollen, wenn ich in diesen armseligen Kleidern zu ihm komme?“

„O, da weiß ich Rat!“ rief der Zauberer. „Ich werde dich reich machen und dir köstliche Kleider geben, denn

heute kann ich ja alles. Also, komm' nur getrost mit mir, mein lieber Junge.“

Damit schritt er Jörg nach seiner Schatzkammer voran, in der sich ein unermesslicher Reichtum an Gold und Edelsteinen befand. Dort füllte der Zauberer ein Säckchen bis oben hin mit den edelsten auserlesenen Steinen und Perlen und hing dann Traumjörg die kostbarsten Gewänder um. Der arme Junge wußte gar nicht, wie ihm geschah, und kannte sich gar nicht wieder, als ihm der Zauberer den Spiegel vorhielt. Er mußte aber die kostbaren Kleider wieder aus- und die alten wieder anziehen. Dann sagte der Zauberer: „Die Kleider und Edelsteine legen wir in einen Kasten, den nur du durch ein Zauberwort, das ich dir sage, öffnen kannst. Den Kasten nimmst du mit dir, führst dich aber zuerst als armer, arbeitssuchender Handwerksbursche bei deinem Vater ein. Er ist nämlich sehr mißtrauisch und nur langsam kannst du seine Gunst erringen. Aber er wird dich bald lieb haben, da du deiner Mutter ähnlich siehst, und so wird es kommen, daß du eines Tages in den glänzenden Gewändern, die ich dir gegeben habe, vor sein Angesicht treten und dich ihm als sein Sohn zu erkennen geben kannst. Aber nun mußt du gehen, denn die Sonnwendfeuer sind am Verglimmen. Wenn sie erloschen sind und du bist noch bei mir im Berg, mußt du tausend Jahre bei mir bleiben und siehst deinen Vater niemals.“

Schnell packte er nun Jörgs Schätze und die kostbaren Kleider in ein Kofferchen von getriebenem Golde, verschloß ihn mit einem kunstvollen Schlüssel und strich ihn mit einer schmutziggroßen Farbe an, damit kein Mensch seinen Wert ahnen konnte. Dann gab er ihm Jörg, der immer noch nicht recht daran glauben konnte, daß er das alles wirklich erlebe, und führte ihn aus dem Berg auf einen schönen, vom Mond taghell beleuchteten Weg. Da sagte der Zauberer: „Auf diesem Wege gehe immer weiter, bis die Sonne aufgeht. Dann wirst du das Schloß deines Vaters vor dir sehen. Und nun gehab dich wohl und befolge alles, was ich dir gesagt habe, dann wird's dir gut gehen.“

Ehe Traumjörg noch ein Wort zu sagen vermochte, verschwand der Zauber vor seinen Augen und er stand allein im Wald. Wenn er das Kofferchen nicht in seiner Hand und den Schlüssel nicht in der Tasche gespürt hätte, wäre er noch immer der Meinung gewesen, zu träumen. Tapfer schritt er nun aus, und als die ersten Sonnenstrahlen durch die Bäume fielen, stand er wirklich vor einem stolzen Schloß, das mit seinen Türmen und Zinnen von einem Berge weit ins Land hinein schaute. Traumjörg verlor auf einmal allen Mut, als er das prächtige Gebäude sah, aber an die Worte des Zauberers denkend, ging er auf das Tor des großen, das Schloß umgebenden Parkes zu und läutete. Ein alter, graubärtiger Mann in einer goldbetreften Uniform öffnete und fragte freundlich nach Traumjörgs Begehre.

„Ich möchte sehr gerne Arbeit haben, könnte ich die hier finden?“ fragte Jörg in ängstlichem Ton und sah den Mann bittend an.

„Wenn du dem Gärtner zu helfen verstehst, kannst du vielleicht Arbeit bei uns finden“, sagte der Graubart und öffnete das Tor. Traumjörg erzählte, daß er gerade in Feld und Garten viel gearbeitet habe. Das war dem Schloßgärtner, der gerade einen Gehilfen brauchte, sehr angenehm und so konnte Jörg gleich in seinen Dienst treten. Er arbeitete nun von morgens bis abends fleißig, aber seine Sehnsucht, den Fürsten zu sehen, war noch nicht in Erfüllung gegangen, als er schon einen Monat in der Schloßgärtnerei tätig war. Aber eines Tages hatte er doch das Glück. Da schickte ihn sein Meister mit köstlichem Obst für die fürstliche Tafel ins Schloß und da begegnete ihm sein Vater.

Traumjörg bekam darüber einen solchen Freudenschrecken, daß er eine der schönsten Birnen auf den Boden fallen ließ. Als er nun zu weinen anfang, hob der Fürst selbst die Birne auf, legte sie auf das Körbchen und sagte: „Das ist ja kein so großes Unglück, mein Junge, daß du darum zu weinen brauchst.“ Damit ging er weiter. Traumjörg sah ihm ganz glücklich nach. Genau so, wie er ihm im Traum erschienen und wie ihn der Spiegel des Zauberers

gezeigt hatte, war der Fürst, und Jörg zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er sein Vater sei. Von dem Tage an schlug sein Herz dem Fürsten in heißer Kindesliebe entgegen.

Nicht lange danach erging sich der Fürst einmal in seinem Obstgarten, als Jörg gerade die Wege vom Unkraut säuberte. Da blieb der Fürst eine Weile bei ihm stehen und sah ihm zu. Als er sah, wie fleißig und geschickt Jörg arbeitete, schenkte er ihm ein Silberstück. Da schlug der arme Junge die Augen voll strahlender Dankbarkeit zum Fürsten auf. Der suchte auf einmal jählings zusammen und sah starr in Jörgs Gesicht. Aber dann schüttelte er den Kopf und ging, leise mit sich redend, weiter. Traumjörg aber schlug das Herz voll Glück wie ein Hammer in der Brust, weil er fühlte, daß der Fürst die Ähnlichkeit mit seiner Mutter an ihm entdeckt habe. Der Fürst kam nun öfter in den Garten und blieb jedesmal bei Jörg stehen, um mit ihm zu sprechen. Einmal fragte er ihn auch nach seinen Eltern. Als ihm da Jörg erzählte, daß er ein armes Findelkind sei, das seine Eltern nie gekannt habe, wurde der Fürst auf einmal totenblaß und wankte ins Schloß zurück.

Kurze Zeit darauf wurde Jörg als Gehilfe in den fürstlichen Blumenpark beordert, und damit brachen herrliche Tage für ihn an. Fast täglich kam der Fürst in die Treibhäuser und sprach freundlich mit ihm. Traumjörg fühlte sich so glücklich, daß er gar keine Wünsche mehr hatte. Auch das goldene Köfferchen fiel ihm nur ganz selten ein.

Eines Tages, da die Rosen im Treibhaus betäubend stark auftraten, bekam der Fürst plötzlich einen Ohnmachtsanfall. Traumjörg konnte ihn noch gerade vor dem Hinfallen retten und fing ihn in seinen Armen auf. Da er den Vater so am Herzen hielt, konnte er nicht widerstehen, ihn zu küssen. Als der Fürst die Augen wieder langsam aufschlug, sah er Jörg voll Liebe an und sagte: „Nun weiß ich es ganz bestimmt, was ich seither nur geahnt habe: daß du mein lieber Sohn bist. Kennst du deine Mutter wirklich nicht? Weißt du bestimmt, daß sie tot ist?“

„Ja, meine Mutter ist tot, ich weiß es ganz bestimmt“, sagte Jörg.

„Aber du, mein Sohn, lebst und bist ihr Ebenbild, und an dir will ich gutmachen, daß ich sie schuldlos verstoßen habe.“ Damit zog er Jörg an seine Brust und küßte ihn unter Tränen.

Nun erinnerte sich Traumjörg seiner Schätze. Schnell sprang er fort, um sich umzukleiden, und als er dann vor seinem Vater stand, sah er wie ein wirklicher Prinz aus, in dem niemand mehr den Gärtnergehilfen wiedererkannte. Ganz glückselig betrachtete ihn der Fürst und konnte sich garnicht satt an ihm sehen. Dann ließ er bekannt machen, daß er seinen Sohn und Erben wiedergefunden habe. Da war große Freude im Lande, und als Traumjörg nach einigen Jahren eine junge und schöne Prinzessin als Gattin heimführte, war der Fürst ganz glücklich. Er erlebte es noch, daß ihm liebliche gesunde Entelkinder erwachsen und starb erst hochbetagt und in Frieden. Traumjörg aber war der allgemein geliebte und geehrte Fürst seines Landes bis an sein Ende.



Legende.

In der Himmelstür Gott Vater stand
Und schaute hinab aufs weite Land,
Sah, wie die Menschen sich schinden und plagen,
Beständig durcheinander jagen,
Wie alle streben nach Glück und Ehr',
Der eine weniger, der andere mehr.
Und jeder tut, als ob die Welt
Allein wegen ihm wär hingestellt.
Gott sah das schon so manchen Tag,
Doch immer noch sieht er gern danach.

Wie er jetzt schritt über Dorf und Stadt,
Er in ein Häuschen gesehen hat.
Darinnen lag ein armes Weib,
Mit müder Seele und krankem Leib.

Die Frau war im Himmel gut angeschrieben,
Denn tut's auch recht den Herrn betrüben,
Als er sie so in Angst und Not
Sah liegen zwischen Leben und Tod.
Und den Engel Gabriel rief er zur Stell',
Daß er sie führe in den Himmel schnell.

Der Engel schwebt, wie ihm befohlen,
Zur Erde nieder, das Weib zu holen.
Doch als er trat in der Witwe Haus,
Wie sah es drinnen so traurig aus!
Aus allen Ecken guckt die Not,
Auf dem Tische lag ein trockenes Brot,
Ein Krüglein Wasser stand dabei
Und ein kleines Schüsselchen Hirsenbrei.
Sonst war im Kaden und in Spinden
Von Lebensmitteln nichts zu finden.
Die Frau lag aber auf dem Stroh,
Doch zwei Kinderchen spielten froh
An der Mutter Seite, sie wußten von Not
Noch nichts und nichts von Krankheit und Tod.

Das alles dem Engel ins Herz schnitt,
Und er eilt zu Gott und teilt ihm mit,
Wie's in dem Häuschen der Witwe stand,
Wie er die Mutter und Kinder fand.
Daß es ihm so weh ums Herz gewesen,
Daß er nicht konnte das Weib erlösen.
Dieweil, wenn die Mutter sollte sterben,
Auch beide Kinder müßten verderben.
Für die Kinderchen sei es wirklich schäd',
Denn sie seien von guter und hübscher Art.

Da lächelte der Herrgott fein
Und sprach zu Gabriel: „Hol' einen Stein
Herauf mir aus des Meeres Grund.“
Bald Gabriel wieder vor ihm stand
Und legt einen Stein ihm zu Füßen nieder,
Den teilte Gott Vater und lächelte wieder.
Und sieh', und sieh'! Aus der Mitte des Steins
Krabbelt ein Würmchen und dann noch eins!
In der Mitte hatte der harte Stein
Ein Löchlein nur, ganz winzig und klein.
Hinein konnt' da weder Licht noch Luft
Und doch lebten häuslich in dieser Gruft
Die Würmchen, als wär'n sie im Paradies.
Der Herr nun auf das Wunder wies,
Sprach dann zum Engel Gabriel ernst:
„Aus diesem Wunder du dieses lernst:
Bei Gott kein Ding unmöglich ist,
Er keine lebende Seele vergißt.
Er, der die Würmchen im Stein geborgen,
Der wird auch für die zwei Waisen sorgen.“

Heinrich Diefenbach †.



Wie England eine Insel ward.

Von M. Traeger.

Einem echten Engländer schien es bis zu den jüngsten Kriegerereignissen unmöglich, daß je ein bewaffneter Feind den Boden Großbritanniens betreten könnte. Die Briten meinten, daß neben ihrer „meerbeherrschenden“ Flotte vor allem die Inselnatur ihres Landes sie vor einem Einfall schützen würde. Dieser von ihnen gewollte Krieg wird zeigen, ob sich dieser Glaube bestätigt. Schon in der älteren Vergangenheit haben feindliche Einfälle nach dem meerumgürteten Britannien stattgefunden. Die eigentliche Geschichte Englands beginnt überhaupt erst mit einem solchen Einfall, mit der Landung Cäsars im Jahre 55 vor Christus. Was sich vorher an Kriegen und Umwälzungen auf den Britischen Inseln zugetragen hat, verschwindet im Dunkel der Sage, weil uns keine Aufzeichnungen von jenen Ereignissen überliefert sind.

Anders steht es aber mit der Erdgeschichte Großbritanniens. Diese läßt sich aus der Bodenbeschaffenheit und Bodengestalt klar entziffern. Mit aller Sicherheit vermag uns der Geologe zu berichten, daß es einst eine Zeit gab, in der Großbritannien mit dem europäischen Festlande zusammenhing. Wie kam es nun, daß dieses Land eine Insel ward?

Wenn wir eine Karte betrachten, die uns auch ein wenig Aufschluß über die Meerestiefen der Nordsee gibt, so werden wir finden, daß die Nordsee in einem weißblauen Ton dargestellt ist. Die Nordsee

ist im Verhältnis zum Atlantischen Ozean ein flaches Wasser. Denn Lotungen ergeben, daß sie von der deutschen Küste bis zu den Shetlandsinseln nur ganz allmählich 100—150 Meter tief wird. Erst jenseits dieser Inseln fällt das Meer steil bis zu 2000 Meter ab. Deshalb vermuteten die Geologen von jeher, daß der Meeresboden der Nordsee einst Festland gewesen sei. Geologische Untersuchungen zeigten, daß auf dem Grunde der Nordsee Kreide lagerte, die an vielen Stellen sogar von Ton, der manchmal Braunkohlenstücken mit Ahornblättern enthielt, überlagert war. Da geologische Aufschlüsse in England und an der Nordseeküste dieselbe Gesteinsfolge aufweisen, war die Vermutung bestätigt.

Es muß also in weit zurückliegender Zeit einmal eine starke und umfangreiche Senkung der ganzen Erdrinde in der Gegend stattgefunden haben, wo heute die Nordsee flutet.

Eine ähnliche Senkung zerstörte auch den einstigen Zusammenhang der schottischen Gebirge mit den skandinavischen Gebirgen. Als Überreste dieser Senkung haben wir die Orkney- und Shetlandsinseln anzusehen, in deren Buchten heute die englische Flotte liegen soll.

Aber auch nach dieser Senkung stand England noch immer durch eine schmale Landbrücke mit dem Festlande in Verbindung. — Gehen wir von Neuport aus, wo inmitten von Sümpfen, angestauten Kanälen und niedrigen Sanddünen gegenwärtig unsere Truppen kämpfen, den Strand entlang nach Südwesten, so sehen wir bald die flandrische Flachküste in eine Steilküste übergehen, nämlich bei dem wohlbekannten französischen Kriegshafen Calais. Ein weißes Kreidegebirge wird dort am Armellkanal plötzlich vom Meere abgeschnitten. Seine Fortsetzung müssen wir auf englischem Boden bei Dover suchen. Wer je von Calais oder Ostende über den Kanal nach England fährt, wird schon von weitem die steilen Kreidefelsen

von Dover leuchten sehen. Durch sie hat diese Stadt den Ruf einer uneinnehmbaren Festung bekommen, denn von ihren Höhen läßt sich die Einfahrt in den Hafen vollständig bestreichen. Allerdings gegen Unterseeboote helfen auch diese Batterien nichts.

Hier also, zwischen Calais und Dover, hing England auch nach jener großen Bodensenkung, also nach der Entstehung der Nordsee, noch mit dem Festlande zusammen, weil der Rücken des Kreidegebirges über Wasser geblieben war. Doch das Meer erklärte dieser Schranke den Krieg. Unermüdlich gruben seine Wasser Minengänge in die Felsen, um dann schließlich einzelne Blöcke loszusprennen. Vor allem aber half ein Bundesgenosse der See, die Gezeiten, dem Meer in dem Kampfe gegen die Felsen. Unermüdlich, unerschöpflich stürmten die Wassermassen täglich zweimal gegen die Felsen. Wenn auch in den ersten Jahrhunderten der Ansturm jedesmal siegreich abgeschlagen wurde, so wurden doch immer Rücken in das Gestein gerissen, die bei dem nächsten Ansturm willkommene Angriffspunkte bildeten. So ward dann schließlich in jahrhundert- und jahrtausendelangem Kampfe den Wassern des Atlantischen Meeres eine freie Straße zur Nordsee gebrochen, Großbritannien war eine Insel.

Aber auch heute noch nicht hat die See mit dem meerbeherrschenden England Frieden geschlossen. Sie nagt ohne Unterlaß an den Rändern der Kreideinsel. Es ist berechnet worden, daß die Wogen jährlich ein Stück Land von der Ausdehnung Helgoland von Englands Küste losreißen.

Der Kanal ist nirgends über 100 Meter tief. Ja, würde sich der Boden des Kanals nur um gut 30 Meter heben, so wäre dadurch zwischen Calais und Dover eine Landbrücke geschlagen, die etwa 32 Kilometer lang wäre. Wie würden unsere Soldaten eine solche Landbrücke begrüßen!

Wiegenlied.

Ein selig Träumelein
Zu dunkler Nacht,
Ein selig Träumelein
Das hat's vollbracht. —

Ein ganz kleins Kindelein
Ist da erwacht,
Du mein liebs Kindelein
Aus sel'ger Nacht!

Drei weiße Engellein
Dir halten Wacht,
Drei weiße Engellein
Die ganze Nacht.

Mitten im Träumelein
Hat's Kind gelacht:
Glückhaftes Träumelein
In sel'ger Nacht!

Wiegelein — Wiegelein
Ganz sacht — fein sacht,
Schneeweißes Wiegelein,
Aufs Kindelein gib acht!

Kurt Vof.

Wie die Polka entstand.

Weit von uns, im schönen Böhmerlande, da sind die Menschen allzeit lustig und regsam; da ist Gesang und Tanz zu Hause, und jedes Bauernmädchen, jeder Burtsche hüpfet vergnügt, wenn er den Klang einer Geige oder Zither vernimmt. In der Nähe der alten Stadt Prag liegt das kleine Dörfchen Elbkosteleh in anmutiger Gegend. Mitten auf dem Marktplatz steht das einzige Gasthaus des Ortes; dort wohnte seit einigen Tagen im schönen Sommer des Jahres 1835 ein Musiklehrer namens Josef Neruda, der sich in der frischen Landluft erholen wollte. Eines Sonntags saß er unter der grünen Linde vor dem Hause und spielte heitere Weisen auf seiner Geige. Es amüsierte ihn, die strahlenden Mienen des Wirtes, seiner Frau und der Mägde zu beobachten, die ihm eifrig zuhörten. Eines der Mädchen gefiel ihm besonders, das war die schwarzhaarige Crescenz, die stets ein freundliches Wort auf den Lippen hatte und nun mit glänzenden Augen lauschte. Endlich wurde Neruda müde und stieg in sein stilles Zimmer hinauf. Der köstliche

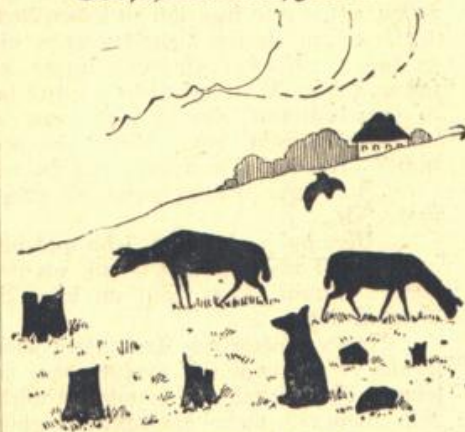
Sommerabend lockte ihn an das offene Fenster; da hörte er plötzlich eine angenehme Frauenstimme singen, ein helles Gewand erschien zwischen den Büschen, und im Lichte des silbernen Mondes erkannte der Musiker die hübsche Crescenz, welche eine selbsterfundene Tanzmelodie im Zweiertakt sang und anmutig dazu umhertanzte. Die feurige, einschmeichelnde Melodie gefiel Neruda über alle Maßen, und schnell entschlossen schrieb er sie nieder. Bald darauf reiste er nach Prag und machte den neuen Tanz in den verschiedensten Kreisen der großen Stadt bekannt. Er erhielt wegen seines Halbschrittes nach dem böhmischen Worte pulka (d. h. die Hälfte) den Namen Polka und ward bald in allen Ländern Europas bei reich und arm beliebt.

C. G.

Ein historischer Käse.

An der äußeren Festungsbrücke zu Memel, die heute längst wieder verschwunden ist, befand sich seinerzeit ein zwei Zentner schweres Metallgewicht, das zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke diente und nichts anderes als einen „Glomsfad“, nämlich einen preussischen Quarkkäse darstellte. Die Geschichte dieser merkwürdigen Käseverherrlichung führt, wie in dem von Dr. Krollmann herausgegebenen „Ostpreussischen Sagenbuch“ erzählt wird, in die Zeit zurück, da König Erich von Schweden das Schloß Memel belagerte. Die Besatzung war äußerst tapfer, weswegen die Belagerer ihre Siegeshoffnung darauf gründeten, daß den Eingeschlossenen schließlich die Lebensmittel ausgehen müßten. Tatsächlich war eines Tages aller Proviantvorrat aufgebraucht mit Ausnahme eines einzigen litauischen Quarkkäses. Da kamen die Belagerer überein, den Käse über die Festungsmauer in das Lager der Feinde zu werfen, um dadurch den Glauben zu erwecken, daß sie noch über einen Überfluß an Exportkäse verfügten. So geschah es auch, und da der Feind den schönen Käse, der anscheinend mutwillig fortgeworfen war, fand, zog er in der festen Überzeugung ab, daß die Übergabe nicht durch Hunger erzwungen werden könnte. Zum Andenken hieran wurde dann der „Glomsfad“ gegoffen und dort aufgehängt, wo der Käse über die Mauer geworfen worden war.

Erschnitt-Aufgabe.



Wo ist der Schäfer?

Die schwarzen Silhouetten auf dem Bildchen sind auszuscheiden und so zusammenzustellen, daß sie die weiße Silhouette des Schäfers umschließen. Wer seine Zeitung nicht zerschneiden will, der pause die schwarzen Figuren sämtlich durch, also auch das Hausdach, den Vogel, die Steine und Baumstümpfe, fülle sie mit Tinte, am besten mit Tusch aus, genau wie auf der Abbildung, und schneide sie sauber aus. Auf genaues Ausschneiden kommt es an, da der Schäfer sonst sonderbar mißgestaltet wird. Wer von Euch vergrößern kann, sollte die Figuren vergrößern. Das Zusammenstellen wird dadurch wesentlich erleichtert.

Auflösung der Knacknuß in Nr. 8.

Man liest in jeder Zeile erst die Buchstaben unter den drei am weitesten herabhängenden Quasten, dann die unter den beiden höher hängenden und zuletzt die übrigen und erhält dann: „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 8.

Das Bild ist auf den Kopf zu stellen, dann erscheint der Lehrer zwischen Balken und Gebüsch.